

Die Tochter des Philosophen

Autor(en): **Wiget, Sophie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575477>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sie eine Batterie markieren. Ein Trupp Kinder mit Armbrüsten tritt auf, sie singen ein kriegerisches Lied und führen militärische Übungen aus. Die Alten schauen ihnen mit Nüchternheit und Wohlwollen zu. Es ist das Vogenfest. Die Schützen der waadtländischen Städte halten ihr Stellbuchein. Da sind die Schützen von Morges, da sind die von Lausanne, per Wagen gekommen und mit ihrer Musik, die gestern abend in den Jor-dils bankettiert haben und morgen bitter dafür gestraft werden; da sind die Schützen von Aubonne mit ihrem „König“ Mequend, die von Nyon, die eine große Barke hergeführt, und mit ihnen eine Schar Mädchen, die die „Chanson du Léman“ singen. Amédée de la Harpe trinkt auf die französische Nation und die Manen Mirabeaus. Die Schützen des Val de Joux kommen und tragen auf ihren Schultern an einer Stange einen Wolf, den sie beiläufig im Passieren der Berge getötet haben. Tricolore Kokarden werden verteilt. Die Köpfe erhigen sich. Man singt das „Ca ira“, die „Carmagnole“ und den „Hymne Vaudois“. Die Bailly von Nyon und Rolle (in Rolle gab es freilich keinen) ziehen sich entrüstet zurück. Ein Zug bildet sich, der unter den Klängen der „Marche du drapeau vaudois“ defiliert. Wie er fort ist, stimmen die Alten, die allein auf dem verlassenen Platz geblieben, mit einer vom Alter zitternden Stimme das „Vaudois, un nouveau jour se lève...“ an; dann unarmen sie sich und weinen.

Fünfter Akt: L'Alpe libre 1803. Wir sind am Pont de Nant, in den Waadtländer Alpen. Zur Linken eine Felswand mit einigen Tannen, im Hintergrund ein Saumpfad in sanftem Anstieg auf eine Höhe. Zur Rechten Sennhütten. Es ist Mittsommerstag. Der Choeur Vaudois besingt das Gebirge. Dann beginnt ein Ballet, an dem sich ein ganzes Heer von Kindern und Mädchen beteiligt. Zwerge in grünen Mooskapuzen, dienende Geister und Gnomen, die wischen, fegen, arbeiten, tanzen und dann einschlafen. Dann die Blumen der Alpen: hellrote Alpenrosen, Schrenpreis, weiß wie Milch, blaue Enzianen, grüne Farrenkräuter, Veilchen und bleiche Edelweiss, lachende Margueriten und rotfunkelnde Erdbeeren u. s. w. Schmetterlinge mit Rosaflügeln kommen einer um den andern. Schließlich bilden sie alle zusammen ein großartiges Ensembleballet. Alphornklänge. Bei ihrem Wiederhall flieht all die kleine Welt auseinander. Auf der Höhe erscheint ein junger Hirt (Tenor: Herr Troyon), der die „Chanson de l'Alpe“ singt. Hirten und Hirtinnen erwachen und kommen aus ihren Sennhütten heraus und singen zum Mittsommerstag. Von da an hört man verschiedene Volksweisen: „Auf der Berge grünem Saume“ von Küeken, „Wir fühlen uns zu jedem Tun entflammt“ von Nägeli, „Qu'il fait beau des hautes cimes aspirer un souffle pur“ von Veib. Fünfundzwanzig Paare in der Tracht der Schweizkantone treten auf, um die „Montferrine“ zu tanzen zu den Klängen von „Freut euch des Lebens...“ Setzt singen sie den Greizerer „Ranz des Vaches“. Trompetenklänge. Die Hirten horchen auf. Der Choeur vaudois ruft: „Un hymne triomphal résonne dans la plaine... Entendez vous le coq chanter?“ Soldaten der helvetischen Republik treten auf mit dem rotgelb-grünen Banner. Es sind die Kämpfer von Pfauen, die bis nach Lausanne zurückgeworfen worden sind. Das Orchester spielt waadtländische Volksweisen. Die Truppen gruppieren sich. Dann kommen die Waadtländer Milizen, zuvorderst die grün- und weiße Fahne. Der Choeur vaudois singt Davels Ehren. Waadtländer- und helvetische Truppen verbrüderlich sich.

Alle stecken die grün- und weiße Kokarde auf und grüßen vor dem Bundesbanner. Endlich kommt die Schlussapotheose. Alle Mitspieler der vorhergehenden Akte gruppieren sich auf der Szene. Auf dem Berg erscheint die „Confédération“ im roten Mantel mit dem weißen Kreuz. Um sie scharen sich die Mädchen, die die zweiundzwanzig Kantone personifizieren. Mit einem wenden sich alle, Männer, Frauen, Kinder zu ihr, lassen das Vaterland hochleben, schwören ihm Treue und Gehorsam und stimmen die Hymne ans Vaterland an: „Gloire à ton nom vénéré, ô Patrie“. Die Glocken läuten, die Kanonen donnern, alle Stimmen auf der Bühne und im Amphitheater singen stehend den „Schweizerpsalm“

* * *

Sinige Worte noch über den Verfasser.

Wenn er in Wien geboren ist, am 6. Juli 1865, und seinen Beruf in Genf ausübt, wohin er 1892 als Professor für Harmonie an Stelle Hugo von Sengers berufen worden, so ist Emile Jaques, genannt „Jaques-Dalcroze“, doch Waadtländer von Haus aus. Er entstammt einer alten Familie von St. Croix. Nachdem er in Genf literarische Studien verfolgt, wandte er sich zur Komposition, absolvierte zuerst das Genfer Konservatorium, ging dann nach Deutschland, studierte in Wien, unter anderem bei Brückner und in Paris bei Leo Delibes.

Neben seinem Lehramt in Genf hält er musikalische Vorträge; er sucht die junge französische Schule bekannt zu machen: César Franck, Vincent Chauffon, Bruneau, Chevillard, Guy Roparz, deren einige seither populär geworden sind. Er macht vergleichende Studien über die bedeutendsten Kritiker Frankreichs. Er sucht im Ausland den schweizerischen Komponisten Eingang zu verschaffen. Vor allem aber komponiert er Werke für Piano, Gesang und Instrumente: „Le Violon maudit“, „La Veillée“, lyrische Suite für Chöre, Soli und Orchester, aufgeführt durch die „Société de chant du Conservatoire“ in Genf, 1893; die „Chansons romandes“, mit denen er populär wird, „Janie“, Comédie musicale in drei Akten,

Text von Philippe Gobet, aufgeführt am Genfer Theater 1894 und dann in Uebersetzung in Stuttgart und Frankfurt; das „Poème alpestre“, Text von Daniel Baud-Bovy, vierzehnmals aufgeführt 1896 von 600 Mitwirkenden bei Anlaß der Genfer Ausstellung und in St. James Hall zu London; „Sancho Pança“, Text von Yves Messis, in Genf und Straßburg aufgeführt; die „Enfantines“, kleine Szenen aus dem Kinderleben; „Jeanne des Fleurs“ und endlich das „Festival Vaudois“. Emile Jaques hat desgleichen Instrumentalmusik für Orchester, für Piano, für Saiteninstrumente geschrieben, darunter ein Quatuor, das die Kritiker als einen seiner schönsten Ruhmesittel bezeichnen. Er ist Korrespondent mehrerer musikkritischer Zeitungen und Chefredaktor von „La Musique en Suisse“. Er hat auch einen Band „Impressions“ verfaßt: „Le Coeur chante“.

Durch seinen Schwung, durch seine schöne Kraft, durch die verschiedenen Seiten seines Talents, durch seine außergewöhnliche Virtuosität, durch seine technische Geschicklichkeit und sein Wissen im Kontrapunkt, dem alle Geheimnisse der musikalischen Komposition vertraut sind, hat es Emile Jaques zu einer der höchsten Stufen in der zeitgenössischen Musik gebracht. Er ward von den Kennern gewürdigt. Sein „Festival Vaudois“ hat ihn populär gemacht. Arnold Bonard, Lausanne. (Uebersetzt von E. Z.)



Emile Jaques-Dalcroze,
der Dichter und Komponist des „Festival Vaudois“
(Phot. J. Lacroix, Genf).

Die Tochter des Philosophen.

Roman von Sophie Wiget, Zürich.

(Mit Verwendung eines englischen Stoffes).

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Endlich ist der Fuß der Palasttreppe erreicht. Oben steht Gordons ehrwürdige Gestalt, umringt von einem Häuflein Getreuer. Auf dem Platz wadet man in Blut. Wehrlose, das Gekreisch von Frauen, Kindergeschrei, Schüsse, Gebete, Waffen-

geklirr fliegen in der Luft zu einem dumpfen Gebraus zusammen. Ein paar treue Schwarze bilden Spalier, und die hohe weiße Gestalt Gordons tritt den beiden Offizieren entgegen. Sir Austen nimmt die dargebotene Hand in bebendem

Schweigen. Der General schaut mit feuchten Augen nieder auf die Mezelei. „Meine armen, armen Kinder! Ich war gekommen, um sie zu beschützen, zu retten — doch es sollte nicht sein. Die letzten vierzehn Tage sind für mich Jahre gewesen, ich habe sie für diese hier gelebt.“ Nach einer kleinen Pause fügt er langsam hinzu: „Und was für eine Enttäuschung für Stewart und Wolfelen, wenn sie hier ankommen!“

In diesem letzten Moment noch denkt der große Mann nur an andere.

Linnell tritt vor und ergreift des Generals Hand. „Wir wollen alle mit Ihnen sterben!“ ruft er in tiefster Bewegung. „Es bleibt mir noch eine Pflicht zu erfüllen,“ sagt der General zu den beiden; „Hansel hat herübergeschickt um Schutz; ich muß versuchen, mit einigen Getreuen zu ihm zu gelangen.“

Hansel ist der österreichische Konsul, dessen Haus nicht weit vom Palast entfernt liegt. Aber doch ist der Versuch, es zu erreichen, sicherer Tod. Etwa zwanzig ägyptische Soldaten mit Kassim Elmoos an der Spitze halten sich immer noch um den General. Auf seinen Wink sind sie zu diesem letzten Gang bereit. Sie drängen langsam vorwärts, über Tote und Verstümmelte schreitend. An der ersten Ecke stürzt eine Schar Dermische auf sie zu. Der General stellt sich und zieht das Schwert. Sir Austen wirft sich vor ihn hin, rufend:

„Um Gotteswillen, Sir, treten Sie zurück! Diese Glenden erkennen Sie.“ Doch der Gouverneur winkt so befehlend, daß keine Einwendung mehr möglich ist.

„Zu Hansel, wir müssen das Konsulat schützen!“ Ehe die Worte recht aus seiner Kehle sind, faßt ein Kugelregen nieder. Linnells Arm wird schwer. Ein seltsam dumpfer Schmerz. Er schließt eine Sekunde die Augen, und wie er sie wieder öffnet, liegt Gordon zu seinen Füßen, von drei Kugeln durchbohrt, und um ihn her liegt die Hälfte der Ägypter in ihrem Blut.

Was jetzt folgt, dessen wird sich Linnell kaum klar bewußt. Ein Tumult und diabolisches Triumphgeschrei umgibt ihn. Die nackten schwarzen Krieger fallen über den Körper ihres erhabenen Feindes her, wie Ameisen um den Kadaver eines Insekts. Linnell fühlt sich fortgestoßen, dem Palast zu; daß sein Better noch immer an seiner Seite ist, weiß er, das ist alles. Ueber die Treppe des Palastes hinunter tropft das Blut seiner letzten treuen Verteidiger.

Ringsherum steigt die Hitze einer großen Brunnst gen Himmel. Linnells Arm schmerzt; der Blutverlust raubt ihm fast die Besinnung. Jetzt tritt ein nackter schwarzer Fanatiker mit gezücktem Schwert vor ihn hin.

„Bist du für Allah und den Mahdi oder für die Abtrünnigen?“ fragt er.

„Ich bin für Gordon und die Engländer!“ ruft Linnell und zieht das Messer; denn er hat keine Munition mehr.

„Müß' mich nicht an, sonst fährt deine schwarze Seele zur Hölle!“

Sir Austen neben ihm macht einen schwachen Versuch, das Schwert zu ziehen. Jetzt erst bemerkt Linnell, daß auch sein Better verwundet ist. Doch schon hat der Anblick eines englischen Offiziers, der sich nicht ergibt, und eines Arabers, der das Messer gegen einen Sieger zieht, eine blutrünstige Schar angelockt. Noch einmal dieses Geheul wilder Tiere, die ein Opfer sehen, nochmals blitzen Schüsse auf vor Linnells Augen. Er sieht, wie sein Better mit einem Schrei die Arme in die Höhe wirft und zu Boden stürzt. Schwarze fallen über ihn her. Aus Linnells Brust sickert Blut. Es wird dunkel vor seinen Augen. Er fühlt noch, daß er in einer Blutlache liegt. Schwarze Füße treten auf ihm herum. Vor seinem Blick wird es Nacht, und das Geräusch zieht in die Ferne. Dann hört alles auf.

Neunzehntes Kapitel.

In Roserton folgt inzwischen ein blaßes Mädchen mit stockendem Herzen den Ereignissen im Sudan. Am frühen Morgen, wenn der Vater noch schläft, holt sie den großen Atlas hervor und verfolgt mit dem Finger das Vorrücken der Hilfstruppen den Nil aufwärts nach Dongola und durch die Wüste nach Abu Nea und Metamneh. Wenn sie des Vaters Tritt auf der Treppe hört, steckt sie den Atlas weg und geht ihm lächelnd entgegen. Kein Mensch ahnt etwas von der Angst, die sie innerlich verzehrt.

Und dann kommt ein Tag, der die Nachricht bringt: Chartum ist gefallen; der Mahdi ist eingezogen, und seine Truppen haben den letzten Belagerten niedergemetzelt. Psyche wird weiß

wie ein Tuch und ohne Besinnung in ihr kleines Zimmer getragen. Dieser Tag gibt auch dem Philosophen eine Lehre: Psyche, mit ihrem lieben, stillen Lächeln, muß mit zuckendem Herzen dem Kampf gefolgt sein, wenn der entscheidende Schlag so schrecklich auf sie wirken konnte. Und der Zweifel nagt an seiner Seele: Ich werde doch recht getan haben — damals?!

Dumaresq schüttet mit zitternder Hand ein wenig Cognac in ein Glas und hält es an Psyches Lippen, die auf ihrem Bett liegt. So kommt sie langsam wieder zu sich selbst. Mit großen, flehenden Augen schaut sie zum Vater auf.

„Les mir noch einmal vor, was in der Zeitung steht!“ Und er liest es ihr vor, ohne ein Wort zu unterbrechen. Sie preßt ihr Gesicht in das Kissen und fragt am Schluß:

„Ist das alles?“

„Das ist alles, mein Liebling.“

Nach einem langen Schweigen, das den alten Mann fast tötet, hebt sie den Kopf und starrt um sich.

„Warum zündet ihr auch keine Lichter an? Es ist so dunkel! Ueberall dunkel um mich!“

Haviland Dumaresq, der an der Bettseite gesessen hat, erhebt sich mit Entsetzen. Das kleine weiße Zimmer ist tageshell. Mit einem Gesicht, das von Schmerz ganz verzerrt ist, beugt er sich über sie und fragt:

„Siehst du mich nicht, Psyche, Liebling, ach, so versuch es doch... Siehst du mich nicht?“

Psyche tastet mit den Händen nach der Stelle, von der die Stimme kommt:

„Wo bist du, Vater?“

Dann fällt sie plötzlich zurück und fängt an zu schluchzen. Sie ist so froh über die Blindheit, so froh! Sie ist ihr jetzt der Mantel, in den sie ihren Gram hüllen kann. Jetzt kann sie weinen, so viel sie will über Linnell; alle werden sich über die Ursache ihrer Tränen täuschen; sie werden alle glauben, sie weine um das verlorene Augenlicht.

Au demselben Tag geht noch ein Telegramm nach London ab, das den ersten Augenspezialisten nach Roserton ruft.

Auch Haviland Dumaresq hat in diesen Tagen Ursache, froh zu sein über die Blindheit, in seiner Weise; denn sie lenkt ihn von seinen bitteren Selbstvorwürfen ab und zwingt ihn, die Gedanken auf Psyches Zustand zu konzentrieren.

Den nächsten ganzen Tag und den folgenden und den nachfolgenden sieht Psyche gar nichts.

Aber der berühmte Arzt, der sie untersucht hat und jetzt den Fall mit wissenschaftlichem Interesse verfolgt, macht ihnen alle Hoffnung auf Genesung. Es sei ein reiner Nervenansatz, sagt er mit aller Sicherheit, nur eine vorübergehende, funktionelle Störung, durchaus kein Katarakt, keine organische Erkrankung, einzig und allein nur ein vorübergehendes Versagen der optischen Zentren. Es komme alles vom Gehirn aus, versichert er mehrmals. Es sei deshalb kein Grund zu verzweifeln.

Alle Hoffnung! Nichts zum Verzweifeln! Das sagen sie Psyche, die über die Verzweiflung, die sie umgibt, gar nie hinaus sieht — wie wenig diese Ärzte sich doch um die kranken Seelen kümmern! Am Anfang freilich hebt ab und zu noch eine kleine Hoffnung das Köpfchen empor: könnte er nicht vielleicht doch noch leben? Die Nachrichten sind so ungenau; kann nicht wenigstens ein Einziger am Leben geblieben, durch irgend ein Wunder gerettet worden sein? Die Jugend ist so zäh im Hoffen. Wo eine Hoffnung einsinkt, erhebt sich wieder eine andere.

Aber auch dieser Glaube muß nach und nach ersterben. Flüchtlinge berichten mit Bestimmtheit, daß die zwei oder drei Europäer in härtester Gefangenschaft schmachten, die nichts anderes als langsame Tötung bedeute, und Linnells Name ist nicht einmal unter diesen Gefangenen. Und Psyche muß glauben, daß ihr Geliebter tot in Afrika liegt.

Und doch behält der Spezialist Recht. Psyches Blindheit ist nur zeitweilig. Nach etwa drei oder vier Wochen sieht sie wieder so gut wie vorher.

Wochen vergehen und Monate, und das Schicksal der Kämpfer in Chartum ist für niemand mehr zweifelhaft. Der Frühling kehrt wieder und mit ihm Geraldine Matkland. Ueber diese liebe Gesellschaft ist Psyche froh, soweit sie über etwas überhaupt noch froh sein kann. Mit Geraldine kann sie vom Geliebten sprechen, nicht ganz so, wie's ihr ums Herz ist — aber doch von ihm sprechen. Dem Vater gegenüber erwähnt sie seinen Namen nie, dieses Thema ist ein verriegeltes Buch zwischen den beiden. Es gibt in mancher Familie Gespenster,

die man nur dadurch bannt, daß man sich gegenseitig glauben macht, sie existieren nicht. In der Tiefe seiner Seele weiß Dumaresq, daß er den Maler in den Tod geschickt hat; aber er hat es gut gemeint — er hat es gut gewollt! Kein Mensch ist verantwortlich für unvorhergesehene und unerwartete Folgen seiner Handlungen. Wir müssen nach unsern Absichten, nicht nach den Resultaten unserer Handlungen beurteilt werden. Und er hat nur Psyches Glück im Auge gehabt, oh, Psyches Glück!

Er hat beabsichtigt, sie in diesem Frühling nach London zu bringen, wo sie das Glück finden könnte; er hat auf dieses Ziel hin Nächte hindurch gearbeitet und gespart am Tage. Er hat die Summe davon jetzt beisammen. Aber im Mai, in diesem Mai, der kein Lächeln hat, ist Psyches Herz noch so wund, daß er nicht wagt, seinen Plan auszuführen. Sie könnte die Chance, ihr Glück dort zu machen, verscherzen, wenn er sie in dieser Stimmung hinbringen würde. Es eilt auch nicht, denkt er, es ist noch Zeit genug dazu, die Knospe ist ja noch so jung und zart.

So folgt dem Frühling der Sommer; der Herbst kommt und bringt den Jahrestag von Tinnells Abreise.

Den ganzen Sommer hindurch hat Psyche von Zeit zu Zeit wieder Schwierigkeiten mit ihren Augen gehabt; aber sie kümmert sich nicht viel darum — was nützen ihr die Augen? Das einzige, was sie sehen möchte auf der Welt, ist tot.



Appenzeller (für das Schlachtdenkmal auf Bögelsägg)
von Otto Steiger, Bildhauer in Herisau (vgl. S. 351 f.).

In der Art, wie ihr Leiden auftritt, bemerkt sie aber wohl eine Veränderung. Die Zeiten der Dunkelheit kommen immer häufiger wieder und halten länger an. Sie erkennt bei sich selbst, mit flagloser Dumaresquischer Einsicht, mit jener fatalistischen Unterordnung unter das Naturgesetz, daß sie nach und nach blind wird, ohne besondern Grund, nur weil der Wille zu sehen ihr fehlt.

Sie verbirgt es, so gut sie kann. Der Vater ist alt und gar nicht mehr kräftig. Er hat nur noch einige Jahre zu leben; warum also diese Sorgenlast auf ihn werfen?

Wenn die Augen ihr versagen, während sie vorliest, so legt sie das Buch in den Schoß und fährt fort, über den Gegenstand der Lektüre zu plaudern, bis sie merkt, daß sie wieder anfangen zu funktionieren. Wenn sie ihr auf einem Spaziergang versagen, so tastet sie nicht mehr nach dem Weg, sondern steht still und gibt sich den Anschein, als betrachte sie die Landschaft, oder sie hängt in ihres Vaters Arm ein, plaudert und läßt sich, ohne daß er es merkt, von ihm führen. Ab und zu freilich finden sich Umstände zusammen, die nicht erlauben, das Uebel ganz zu verbergen. Das Seltsamste an der Sache ist, daß es sich überhaupt in Dumaresqs Gegenwart viel seltener einstellt, oder wenn es im Anzug ist, mit einer kräftigen Willensanstrengung in wenigen Sekunden überwunden ist.

Bei Geraldine Maitland dagegen, wo Psyche nicht stetsfort auf ihrer Hut sein muß, tritt es oft auf.

„Was hast du auch, liebe Psyche?“ fragt Geraldine eines Tages. „Du unterbrichst dich manchmal plötzlich im Gespräch oder im Gehen... Fühlst du eine Müdigkeit oder etwas dergleichen?“

„O nein,“ lächelt Psyche, „es ist nur — weißt du, ich sehe plötzlich nichts.“

„Was?“ ruft Geraldine und schaut sie erschrocken an.

Nun seufzt Psyche. „O, Geraldine, ich fühle gerade jetzt, als hätte ich die Kraft nicht, dagegen anzukämpfen. Wenn ich alle Kraft anwende, kann ich es fernhalten; aber in letzter Zeit kommt es so oft, ich habe nicht Kraft genug, nicht einmal um Papas willen.“

„Was sagt denn dein Vater dazu?“ fragt Geraldine ernst. „Er sollte mit dir zum Arzt.“

„O nein, nur das nicht!“ ruft Psyche entsetzt zurückweichend.

„Ich kann diese Ausfragerei nicht noch einmal haben. Ich ertrage mein Leiden schon, laßt mich nur in Ruhe und fragt mich nicht aus!“

„Ja, aber was denkt denn dein Vater davon?“ fragt Geraldine beharrlich.

„Er weiß es ja nicht oder wenigstens kaum,“ antwortet Psyche rasch; „ich habe es ihm verborgen, so gut ich konnte; ich will ihm nicht unnötigen Kummer machen.“

Geraldine schweigt, faßt aber gleichzeitig den Entschluß, noch am selben Tag mit Haviland Dumaresq über den Zustand seiner Tochter zu reden.

Am Nachmittag nimmt Psyche den Tee bei den Maitlands ein. Der General, der immer liebenswürdig zu ihr ist, ist es heute in noch höherem Grad. Seine militärische, kurzangebundene Höflichkeit mit der Beimischung väterlicher Güte macht ihn Psyche sympatisch. Aber auch Frau Maitland, die sich sonst wenig um „die dumme Gans“ bemüht, ist heute wirklich freundlich und wohlgesinnt. Sie zieht Psyche nach dem Tee zu sich aufs Sopha, indes Geraldine aus dem Zimmer geht und eine ganze Weile nicht mehr zu sehen ist. Als sie endlich zurückkehrt, hat sie verweinte Augen und gibt die kaum verständliche Erklärung ab, daß sie eine notwendige Besorgung haben machen müssen.

Es ist sieben Uhr, als Psyche nach Hause zurückkehrt. Sie öffnet die Tür leise und tritt unhörbar in das kleine Empfangszimmer. Für einen Augenblick steigt die Wolke vor ihren Augen auf; als sie vergangen ist, erblickt Psyche ihren Vater, den großen, kräftigen Mann, zusammengebrochen wie ein Verzweifelter, in seinem Lehnstuhl sitzen. Seine gefalteten Hände liegen frampfhaft auf seinen Knien, Tränen rieseln langsam über seine gebräunten Wangen, neben ihm steht eine kleine leere Glasfiole. Psyche erinnert sich plötzlich, daß sie diese Fiole am Morgen auf dem Kaminsims gesehen hat, noch voll jener kleinen silbernen Pillen, die sie im Stillen immer in eine gewisse, nicht ganz klare Beziehung gebracht hat mit Papas schrecklichen Kopfschmerzen.

(Fortsetzung folgt).

